

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6spaltige Zeile über deren Raum 25 Pfg., bei Maßvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der Parteitag hat heute das neue Organisationsstatut en bloc angenommen.

In Koblenz-St. Goar hat das Zentrum rund 8000 Stimmen verloren, während die Sozialdemokratie 700 Stimmen gewann.

Die Landesorganisation badischer Schreinerinnungen beschloß die Aussperrung der Holzarbeiter Süddeutschlands.

Zar Nikolaus II. erließ eine Verordnung zur Stärkung des russischen Absolutismus.

Fortsetzung.

Leipzig, 16. September.

Die Debatte des Leipziger Parteitages über die Finanzreform wurde gestern vormittag noch fortgesetzt, ohne daß jedoch wesentliche Momente neu hervortraten. In seiner bekannten Manier begann Genosse Fischer-Berlin, der mit soviel Temperament eine temperamentslose Politik vertritt, den Reigen der Diskussionsredner, ihm folgte Hoch und Böhle. Als letzter Redner der Diskussion sprach Kautsky, dem leider die kurze Redezeit von 10 Minuten die Möglichkeit raubte, die ganze Frage mit der theoretischen Gründlichkeit zu behandeln, die wir an ihm gewohnt sind. Was er aber sagte, das deckte sich im großen und ganzen mit dem Standpunkt, den wir im gestrigen Leitartikel vertreten hatten. Besonders durchschlagend war seine Bemerkung, daß über die Frage der Erbschaftsteuer sicherlich nicht in unserer Fraktion derartige Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht wären, wenn nicht die Konservativen in ihrem blinden Klassengeiz die Dummheit begangen hätten, gegen die Erbschaftsteuer zu stimmen. Erst dadurch gewann die Erbschaftsteuervorlage den Anschein, als ob sie eine Konzeption an unser Programm wäre, einen Anschein, den sie in Wahrheit garnicht verdiente. Das Schlusswort Ledebours wies glänzende Partien auf. Im zweiten Teile seiner Rede, der den Vorgängen in der Reichstagsfraktion gewidmet war, ließ er sich von höhnlichen, berechneten Zwischenrufen der Revisionisten beeinflussen, und da Genosse Ledebour ein ebenso scharfer wie schlagfertiger Redner ist, so war nichts natürlicher, als daß sich an das Ledeboursche Schlusswort eine reiche Fülle persönlicher Bemerkungen angeschlossen, in denen die mannigfachen Schmerzen zum Ausdruck kamen, die Ledebour verursacht hatte, als er auf die Zwischenrufe nicht reagierte. Sensation erregte eine persönliche Bemerkung Bebels, der erklärte, er würde es für unrichtig und bedenklich gehalten haben, wenn die Fraktion gegen die Erbschaftsteuer gestimmt hätte.

Der Genosse Singer hatte am Tage zuvor für sich die entgegengesetzte Erklärung abgegeben. Man sieht also, daß selbst diese beiden ältesten Fraktionsführer und Parlamentarier in dieser wichtigen Frage entgegengesetzter Ansicht waren, ein neuer Beweis für die Notwendigkeit einer grundsätzlichen Klärung und Aussprache, wie sie der Antrag Geiger vorzieht.

Schon vor Beginn des Schlusswortes hatte Genosse Bebel einmal in die Debatte gegriffen. Es galt, einen letzten Ueberrumpelungsversuch des Parteitages durch die Freunde der Erbschaftsteuer abzuschießen. Augenscheinlich hielt man im Lager der David, Frank und Genossen den Augenblick für günstig, dem Parteitag eine Resolution abzulisten, die die Zustimmung zur Erbschaftsteuer billigt. Diese Resolution wurde in einem Augenblick eingebracht, als der Schluß der Debatte schon beschlossen war, und es ist begreiflich, daß der Parteitag über dieses durchsichtige Manöver in Entrüstung geriet. Da war es Bebel, der der Rahe die Schelle umhing. Er charakterisierte die Resolution als das, was sie war, als einen Ueberrumpelungsversuch, worauf Genosse Frank mit gut gemintem Erstaunen über die „unberechtigte Erregung des Parteitags“ die Resolution zurückzog.

Die Debatte war zu Ende. Jetzt folgte die Affäre der württembergischen Hofgänger. Hierzu lag eine Erklärung der Beteiligten vor, in der sie die Absicht, an einer monarchischen Demonstration teilzunehmen zu wollen, in Abrede stellten. „Hätten wir annehmen können, daß dieser Ausflug in seinem weiteren Verlauf zu einer monarchischen Huldigung benutzt werden würde, so wären wir der Parteitradition entsprechend, die auch für uns maßgebend ist, der Veranstaltung ferngeblieben.“ Lauter Beifall von allen Bänken folgte diesen Worten, die Singer verlas. Demonstration aber wurde dieser Beifall, als nach einigen kräftigen Worten Singers, in denen er die republikanischen Ziele der Partei glücklich betonte und die totale Unvereinbarkeit sozialdemokratischer Gesinnung und monarchischer Huldigung hervorhob, der Vorstehende vorschlug, damit die Sache für erledigt zu erklären. Die einzigen Leidtragenden waren die Vertreter der bürgerlichen Presse, die in der Tat belustigend lange Gesichter machten. Die bürgerlichen Zeitungen hatten sich gerade von der Auseinandersetzung über die Hofgänger ein ganz besonderes Labial versprochen, und jetzt mußten sie erleben, daß die ganze Affäre in vier Minuten glatt erledigt war. Ob sie wohl eine Klage auf Schadenersatz einreichen werden?

So erfreulich nun auch die rasche und glatte Erledigung dieser Sache war, so wird man sich hoffentlich in den beteiligten Kreisen klar darüber sein, was gerade diese rasche Arbeit bedeutet. Sie heißt, daß kein Wort darüber zu verlieren ist, wie abgrundtief Monarchie und Sozialdemokratie getrennt sind, und daß die Partei sich energisch alle die vorlauten Flausen verbittet, mit denen die Hofgänger in Stuttgart noch eine Phrasenbrücke über diesen Abgrund zu schlagen suchten. Da war von Anerkennung der

Verfassung auch durch die Sozialdemokratie die Rede, von der Furcht vor dem Monarchen, die man überwinden müsse, und vor all jenem Kinderknack, mit dem man eine unhaltbare Position noch zu halten sich bemüht. Davon ist in der Erklärung der Hofgänger keine Rede mehr, und niemand freut sich mehr als wir darüber, daß die württembergischen Landtagsabgeordneten auf diese abgeschmackten Redensarten verzichtet haben. Um so deutlicher aber wird man sich in allen Kreisen vor Hofgängern sichern, sei es in Berlin oder in Stuttgart, die Klarheit der Situation zu würdigen und sich nach ihr zu richten wissen. Ein zweites Mal wäre es mit einer Erklärung jedenfalls nicht abgetan.

Der Nachmittag brachte die Beratung des Organisationsstatuts. Das Referat hielt Genosse Ebert. Er vertat den Entwurf der Organisationskommission, wie wir ihn seinerzeit unsern Lesern mitgeteilt haben. An das Referat schloß sich eine ausgedehnte Debatte, die morgen ihre Fortsetzung finden wird. Es ist der Antrag eingelaufen, die Materie einer Kommission von 15 Mitgliedern zu überweisen. Was die Vertretung der Fraktion auf den Parteitagen angeht, so machte der Berichterstatter den Vorschlag, in dieser Hinsicht alles beim alten zu lassen, während Genosse Liebknecht zwar dem nicht entgegentrat — wir selber erblicken, wie wir teils früher mannigfach ausgesprochen haben, hierin ein nicht mehr berechtigtes Vorrecht der Fraktion — aber dann wenigstens ein gleiches Recht für das Zentralorgan der Partei, den Vorwärts, und für die Neue Zeit verlangte.

Millerand als Erzieher.

Aus Paris wird uns geschrieben: Seit etlichen Wochen wird in der französischen sozialistischen Partei die Frage diskutiert, wie man sich zu dem neuen Ministerium und zu den Radikalen zu stellen habe. Es gibt Genossen, die jetzt eine hitzige Attacke gegen das Ministerium — Clemenceau führen, aber Briand und seinen Leuten mit einer von Hoffnung nicht freien Reserve gegenübersetzen. Wohlwollende Gemüter konnten aus einigen Handlungen der neuen Regierung — Amnestieakte, Strafnachlässe, Wiedereinstellung gemagrteilter Postbeamten, Erleichterung der Kammerkandidatur von Beamten — die Tendenz einer „Entspannung“ herauslesen, was übrigens auch den börsenkapitalistischen Blättern, die das Tailleurische Steuerprojekt als die drohendste aller sozialen Gefahren angesehen hatten, von ihrem Standpunkt ohne Mühe gelang. Mit dieser Entspannung sahen die Optimisten der Partei die Möglichkeit milderer Formen des Klassenkampfes, einer sozialmoralischen Besserung des bürgerlichen Radikalismus und wohl gar einer mehr oder minder offiziellen Erneuerung der Blockpolitik heraufzusehen. Nun aber ist diesen rosenfarblichen Zeichenduttern ein brutaler Strich durch die Rechnung gemacht worden. Das Verdienst daran ist Millerand zuzuschreiben,

Seuiletton.

Der Teufel vom Gande.

Erzählung von Hans Hoffmann. Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Als der Prediger das Treppchen hinaufflog und eintrat, waren sie eben im letzten Jorne aufeinander losgegangen, und jeglicher von beiden schwang eine frische Strichleule über dem Haupte, mittels deren er den Gegner von dem wahren Glauben zu überzeugen hoffte. Der Prediger rief ihnen entgegen: „Friede sei mit Euch!“ Und sogleich ließen sie ab voneinander und saßen gemeinsam den Strang ihrer Glode und läuteten herrlich nach allen Kräften. Dazu fielen ihnen Tränen der Rührung aus den Augen.

Barnim Kleföwer grüßte sie und fragte, wo die Herrin des Hauses zu finden wäre. Sie sagten, daß Fräulein Kathinka alle Tage zumeist in dem Kämmerchen im Dache zu verweilen pflege und in den Büchern lese, die dort bewahrt würden. Da ging er leise in das Haus und die Treppe hinauf, um ihr zu danken und Abschied zu nehmen.

Als er oben auf dem Gange stand, hörte er ihre helle Stimme durch das Türfensterchen klingen; und es waren Sprüche des Hohenliedes, die sie feurig hinaus sprach. „Denn Liebe ist stark wie der Tod; und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Sint ist feurig und eine Flamme des Herzes. Daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie erfürsen. Wenn Einer alles Gut in seinem Hause hat, die Liebe geben wollte, so wäre es alles nichts.“

Er trat hinzu und sah sie sitzen an dem Tischchen, da er selbst einsteigend, und die Bibel lag vor ihr. Sie war in ein schwarzes Gewand gekleidet und trug keinen Schmuck außer einer weißen Wasserrose, die sie mitten in ihren goldenen Haaren trug. Ihre Schönheit war anders geworden, als sie gewesen war, feiner und zarter, und die Farbe ihrer Wangen von einem leichteren Dufte überzogen.

Als Barnim sie so erblickte, wich er zurück, sank mit dem Haupte gegen die Wand und meinte. Und er sprach zu sich selber: „Der Herr hat mir mein Reich genommen, das mein Stolz war und das ich mir gegründet; und ich habe den Herrn gepriesen. Doch da mir das andre soll genommen werden, das ich doch niemals besaß, ist meine Seele zerrissen von Qualen.“

Doch er raffte sich empor und sagte die Türe und trat hinein. Sie sprang von ihrem Sitze und stand nun vor ihm in vollem Erglänzen; und er sah sie und sprach:

„Ich bin gekommen zu danken und Abschied zu nehmen. Denn ich bin ein Herr, den Gott geknechtet hat, und ein Fürst, dem der gerechte Richter sein Reich genommen hat. Er schlug mich also, weil er in meinem Busen gelesen hat, daß mein Trachten nicht lauter gewesen und meine Lippen nicht alles sprachen, was meine heimliche Seele dachte. Denn ich rang nach Freiheit nicht darum allein, um dem Namen Kommerns ein Stätte zu erhalten, sondern auch um mir selbst einen Namen und eine Herrlichkeit zu geben, auf daß ich den Mut und die Hoffnung gewönne, meine Hand auszustrecken nach dem lieblichsten Gute, das ich mir auf Erden wußte. — Das habe ich heute erkannt, da die Strafe ist über mein Haupt gegangen. Ich muß nun wieder scheiden und wieder wandern, denn ich bin ein Heimatloser geworden, wie von je ich war, und ein Bettler ohne Besitz. Und der Herrenname, den ich mir erzwungen, ist ein Hohm geworden und ein eitles Klingeln.“

Als er so gesprochen hatte, blickte Kathinka ihn von unten her mit einem schelmischen Blinzeln an und fragte verschmüht:

„Welche ist denn hübscher?“

Und er erwiderte:

„Du bist allerdings schön, meine Freundin, und ist kein Flecken an dir.“

Da sagte sie lächelnd und errötend:

„Dort ist ein Fürst ohne Land, und hier ein Land ohne Fürsten. Sollte es nicht klug sein, einen Bund zu schließen und jeder des andern Schaden zu bedenken?“

Und als er noch jagte und schwieg, kam ein Teil ihrer fröhlichen Gewalttätigkeit wieder über sie; sie drängte ihn lachend zur Seite, sprang an ihm vorüber, entwischte aus der Türe, klappte sie zu und warf von außen den Riegel vor.

So war er gefangen wie ehemals. Doch blieb ers nicht lange; binnen kurzem ward der Riegel zurückgeschoben, und ein Ungetüm drang herein mit einem Bärenfell angetan und einem Kürbiskopf auf den Schultern, und eine Stimme klang hohl aus dem Kopfe heraus:

„Ich bin gekommen, den mir zu holen, der mir gehört und der mir umsonst zu entrinnen suchte. Und wie er sich auch stellen mag, die Hölle will ich ihm heiß machen.“

Da nahm er sie endlich mit Kräften beim Kopf, daß der mitten entzweitbrach und ein besserer Blondkopf ans Tageslicht kam. Und nun nahm er den auch und küßte ihn mit Kräften.

Und als sie vieles miteinander getan und geredet hatten, sagte der Bräutigam noch dieses:

„Und wenn uns ein Söhnchen geschenkt wird oder eine Tochter oder deren viele, so soll jedes allezeit seine eigenen Prügel haben: und zwar deren genug, daß ihre Seele gedehne.“